

## MANNER MAG MAN EBEN – MÄNNER EBEN NICHT

Am liebsten hätte ich den Immobilienmakler gleich mitgekauft. Eine so charmante Mischung aus Johnny Depp und Regenschirm haltendem Fred Astaire – nicht, dass ich Johnny Depp Letzteres nicht zugetraut hätte – war mir noch nie untergekommen. Zu meinem Glück wollte er nur ein gutes Geschäft machen und als der Vertrag ordnungsgemäß unterzeichnet war, verschwand auch »Johnny« aus meinem Leben. Seinen richtigen Namen hatte ich schon bald vergessen, aber da ich in einer Kleinstadt lebe, war es nur eine Frage der Zeit, bis ich wieder von ihm hören sollte. Was ich erfuhr, war deftig und ich war nun richtig froh, dass »Johnny« meinen subtil eingesetzten weiblichen Reizen so außerordentlich standhaft getrotzt hatte: Der Gute half dem Exfreund meiner lieben Freundin Beate beim Siedeln und zertrümmerte dabei im Stiegenhaus die Waschmaschine. Er stand unter Drogen. Neben der Maschine bekam auch die Männerfreundschaft einen kräftigen Knacks. – Danach habe ich nichts mehr von ihm gehört.

Wie auch immer, da stand ich nun in meiner neu renovierten Single-Wohnung, endgültig getrennt vom cholerisch-schwierigen Freund und ausgestattet mit einer Startportion Selbstbewusstsein der Größe XXX-Small.

»Nicht aufgeben Mädels, der Möbelwagen kommt bestimmt!«

(ich, anonym natürlich)

Letztere hatte mir mein Nicht-Mehr-Freund mit auf den Weg gegeben und dazu die Lehre, vom anderen Geschlecht immer gleich das Schlimmste anzunehmen. – Aber zurück zu meiner Traumwohnung. Die Zimmer waren hoch, weiß und leer. Und schmal, denn ich wollte auf 62 Quadratmetern immerhin drei Räume untergebracht wissen, denn wer isst, arbeitet und schläft schon gerne in ein und demselben Zimmer?

Der Luxus war hart erkaufte und die nächsten Jahre standen Wasser und Brot – in meinem Fall Leitungswasser und Manner-Schnitten – auf dem Speisezettel. Dabei konnte ich von Glück sagen, denn ich musste keiner Bank zur Last fallen. Ich war übrigens auch nicht kreditwürdig, und das bei einem Ganztagsjob in der Medienbranche! Meine Eltern, meine Oma, ja sogar die beste Freundin meiner Mutter gewährten mir großzügige Darlehen. Umso mehr bemühte ich mich, sie schleunigst zurückzuzahlen, denn üble Nachrede in der Familie kann man sich nur schwer leisten. Besonders dann, wenn noch nicht überall durchgedrungen ist, dass der Schafspelz schwarz gescheckt und nicht schneeweiß ist.

Familie zu haben macht es übrigens ungemein schwer, zu schreiben. Mir kann keiner weismachen, dass alle berühmten Dichter nur aus ihrer Fantasie geschöpft hätten. Entweder waren sie besonders abgebrüht und kümmerten sich nicht um das Gezanke ihrer Anverwandten oder sie

schrieben die Geschichten erst auf, wenn alle Beteiligten längst über den Jordan gegangen waren – bis auf sie selbst natürlich. Früher konnten sie sich zumindest darauf verlassen, dass kaum jemand lesen konnte. Heute ist das anders. Schreibt man ein erfolgloses Buch, muss man sich nicht fürchten. Dann hat es aber auch nichts gebracht. Aber wehe, der Ruhm stellt sich ein! Wie eine Meute von Bluthunden kleben Journalisten am Autor und wühlen jede noch so kleine biografische Affinität ans Tageslicht. Sie zerren so lange an Stoff und Autor, bis selbst der dümmste Anverwandte einmal merken muss, dass er im Buch verarscht wird.

Aber nun wieder zurück zu meiner Wohnung: Ich besaß drei Matratzen, die abwechselnd als Bett und Couch dienten. Im zukünftigen Arbeitszimmer stapelten sich sorgfältig beschriftete Papierschachteln mit meinen wertvollsten Habseligkeiten: Teddybärensammlung, Tagebücher aus knapp zwei Jahrzehnten, flippige Kleider aus reicheren Tagen, die ich nun – der Manner-Schnitten-Diät sei Dank – ewig würde tragen können. Natürlich half mir der Liebeskummer über die ersten kargen Wochen hinweg und allmählich reichte mir eine Packung Manner-Schnitten pro Tag, um satt zu werden. Ich erinnerte mich an Büchners Woyzeck und dachte mir, wie viel besser ich es doch hätte, denn Schokoladeschnitten sind immerhin Schokoladeschnitten. Immerfort Erbsen essen, das wäre langweilig.

Außerdem war ich ohnehin »geehrt« auf seltsame Diäten, denn mit meiner besten Freundin Mona hatte ich auf unserer legendären USA-Reise ein unfreiwilliges Keksexperiment gestartet, als die Geldvorräte zu Neige gingen. Wobei amerikanische Kekse, zumindest jene, die für uns leistbar waren, weder nahrhaft noch sonst etwas sind, im besten Fall abschreckend. Trotzdem freuten wir uns jeden Tag, wenn auch einmal ein Schokokeks aus dem Beutel zum Vorschein kam und verspeisten ihn wie Manna. Letztlich bekamen wir beide Halluzinationen, ein Indiz, das gegen die Qualität der Kekse sprach. Mona sah in beginnender geistiger Umnachtung eine Möwe neben dem Flugzeug fliegen, in dem wir uns gerade befanden. Eine beachtliche Leistung für das Federvieh, wenn man bedenkt, dass die Flughöhe 10.000 Meter betrug. Vor meinen Augen türmten sich die Felder unter uns zu plastischen Gebilden auf. Braune, gelbe und grüne Flächen bildeten Treppen, die beinahe das Fenster berührten. Alles in allem deutliche Anzeichen dafür, dass es Zeit für ausgewogenere Kost war. Gleich nach der Landung stürzten wir daher in eine Pizzabude. Doch kaum hatte ich mein Stück hinuntergewürgt, lief ich auch schon zur Toilette, um es unter Krämpfen wieder von mir zu geben.

## NUR EIN KLEINER FISCH ODER EIN TROLL IM REGEN

Jedenfalls wäre die Nahrungs- und Kleiderfrage geklärt: Habe kein Geld und damit keine Möglichkeit zuzunehmen. Vielleicht nehme ich ja so viel ab, dass ich aus einem Kleid zwei machen lassen kann. Von meiner Mutter, einer begnadeten Schneiderin. Eine von diesen Frauen, die schon ein Kleid erkennen, wenn ich gerade mal den Stoff sehen kann. Die Visionen auf den Leib schneiden, sei er auch noch so »zniacht« – wie meiner. Mein Vater tituliert meine Mutter gerne als »orthopädische Schneiderin«, was daran liegt, dass ihre Klientel vor ihrer Schwangerschaft – und der damit verbundenen Niederlegung der Arbeit – krummrückig, schmerzbüchig und außerhalb jeder Norm war. Da bin ich nur ein kleiner Fisch.

Vielleicht sollte ich mich kurz beschreiben. Wie jede junge Frau pendle ich zwischen Anfällen von Selbstmitleid und Selbstüberhebung. Zunächst das Beruhigende: Es gibt Leute, die sehen tatsächlich noch schlimmer aus als ich. Womit ich mit schlimm keineswegs moralisch verkommen meine. Mit anderen Worten: Ich bin nicht hässlich. Ich habe langes rotblondes Haar, das in wilden Locken über meine Schultern fällt. Leider habe ich davon so viel auf dem Kopf, dass ich weniger wie eine Elfe, sondern eher wie ein Troll nach einem Regenguss aussehe. Ein luftgetrockneter Troll, wohlgeerntet. Kürzlich erst

raunte mir ein junger Mann in gebrochenem Deutsch zu: »Frau mit Haaren nach Stromausfall!« So ein Unsinn! Frau mit Haaren nach Stromschlag hätte es heißen müssen!

Mutter Natur hat mich außerdem mit 1,66 Metern Körpergröße gesegnet, wobei ich möglicherweise einen Zentimeter in meinem Pass dazugeschummelt habe. 1,66 Meter bedeuten jedenfalls, dass ich es nie schaffe, die Wäsche in die oberen Regale säuberlich einzuordnen. Ich muss sie werfen und wenn sie drei Mal zurück herunter gefallen ist – schön zusammengelegt war sie ohnehin nicht –, stopfe ich sie auf Zehenspitzen gnadenlos irgendwie hinein. Vermutungen über ein wildes Sexleben anhand des Knittergrades der Wäsche sind daher höchst unangebracht. Ich bin nur zu klein und ich habe kein Bügeleisen. Wobei sich das Kastenproblem in der neuen Wohnung ohnehin nicht stellt. Ich kann mir keinen leisten.

Als Ausgleich zu meiner zwar vollkommenen, dafür aber schmalen Oberweite bin ich mit Fußballerwaden á la Beckham gesegnet. Da bleibt als Lösung nur, bodenlange oder ultrakurze Röcke zu tragen. Mit knielangen Röcken könnte ich sogar brünstige Priester zu ewiger Keuschheit verführen.

Meine Augenfarbe ist undefinierbar und verändert sich. Mal sind die Augen blau, mal grün und wenn ich mich sehr ärgere, sehen sie gelb aus. Das erschreckte sogar

meinen cholerischen Ex. Wirklich sehenswert ist wohl nur mein Hintern, allerdings ist es schwer, ihn unauffällig immer und überall zu präsentieren. Man stelle sich vor: Besprechung mit dem Chef und ich strecke ihm mein Hinterteil entgegen – als hätte es Ohren. Oder mein Traumtyp läuft mir auf der Straße über den Weg und ich laufe ihm nach, Hintern voran! Natürlich würde ich längelang hinschlagen, der Allerwerteste wäre blau und kaum mehr besonders ansehnlich. Oder ich würde mit meinem Stöckelschuh im Kanalgitter hängen bleiben. Gibt's nur im Kino, denkt man sich, aber mir bleibt keine Peinlichkeit erspart. Ich bin die Hauptdarstellerin in einem schlechten Film, und dieser Film ist mein Leben.

Aber das ist noch nicht alles. Ich bin sehr zart und wenn ich nur einen Knödel esse, bläht sich mein Bauch auf, als hätte ich ein ganzes Wildschwein verdrückt. Ausgehen in schicken, engen Kleidern ist daher nicht drin, zumindest wenn es ums Essen geht. Man stelle sich eine erste heiße Liebesnacht vor, bei der der Schwarm entsetzt ausruft: »Was, du bist schwanger? Willst du mir das Kind unterjubeln?«

Sehen wir uns einmal andere Frauen an. Mit meiner Freundin Mona studiere ich die holde Weiblichkeit schon seit langem. Fachkundig. Mit anderen Worten: Wir nehmen alle zwischen 14 und 74 aufs Korn. Lästerorgien sind nämlich psychohygienisch betrachtet äußerst wertvoll,

weil sie das desolote Selbstbewusstsein aufmöbeln. Irgendwann werden sie auf Krankenschein verschrieben, davon bin ich überzeugt. Da gibt es Gruppen, bevorzugt blondierte Blondinen – nebenbei die schlimmste Sorte, die es gibt –, die sich ähnlich sehen oder ähnlich machen. Das würde mir nie gelingen, denn ich bin ein Unikat aus den 80er-Jahren des vorletzten Jahrhunderts. Manchmal sehe ich aus wie Mozart oder – noch schlimmer – wie Abraham Murray als Salieri. Der »Amadeus«-Film ist zwar alt, aber trotzdem ertrank meine Freundin Mona fast vor Lachen, als ich im Meer abtauchte und als Salieri aus den Fluten kam. Diese frappierende Ähnlichkeit verberge ich hinter Stirnfransen, denn sonst quatscht mich wohl jeder schwule Liebhaber der klassischen Musik von hier bis Texas an.

## **MANN ODER FRAU? ODER BESSER GLEICH EIN FREUDENHAUS?**

Ja, es ist mir tatsächlich schon einmal gelungen, von einem schwulen »Schönling« abgeschleppt zu werden. Beinahe zumindest, denn leider war ich wieder einmal zu ehrlich. Ich tanzte gerade in einem abgefahrenen Club, der in der Szene eine zeitlang schick war. Heutzutage hängen da nur mehr Heteros herum, die auf homosexuell machen, um der Damenwelt unbemerkt näher zu kommen. Ich trug enge Jeans, das Hemd meines Vaters, die Mähne offen und tanzte in Trance. In einer Tanzpause schlängelte sich ein junger Mann an mich heran, mein männliches Pendant; allerdings mit braunen Haaren. Er beugte sich vor und flüsterte mir etwas zu. Wie immer verstand ich kein Wort.

Es ist mir ein Rätsel, wie irgendjemand in einem Lokal etwas hören kann, wenn die Musik dröhnt. Als Kellnerin wäre ich meinen Job nach spätestens einer Stunde los. Ich fragte also nach. »Bist du ein Mann oder eine Frau?«, säuselte er mir ins Ohr. Und ich Trottel hauchte: »Eine Frau.« Aus war's mit der heißen Liebesnacht. Spannend wäre es ja gewesen, sein Gesicht zu sehen, wenn er mir die Hose heruntergezogen hätte. Okay, den Rest darf sich jeder selbst denken. Wäre jedenfalls nichts für ihn gewesen. Der arme Junge hätte den Schock seines Lebens davongetragen.

Weil wir gerade beim Thema sind: Es gab da mal eine junge Frau, die sich zum Mann umoperieren lassen wollte. Ich mochte sie sehr, aber als dann ein Liebesbrief von ihr in meinem Postkasten lag, war ich doch erstaunt. Letztlich heiratete sie eine Frau und blieb – zumindest war das auf einem Zeitungsfoto ersichtlich – auch eine Frau. Selbst im Bus flüsterte mir eine Lesbe ein unmoralisches Angebot ins Ohr. Von einer ernsthaften Interessentin ganz zu schweigen. Ehrlich, ich habe darüber nachgedacht, den Männern Lebewohl zu sagen, aber irgendwie habe ich es nicht geschafft. Frauen fehlt, so nett und einfühlsam sie sein mögen, eben etwas ganz Wesentliches.

Nun aber abermals zurück zu meiner leeren Wohnung. Wie sollte ich sie möblieren mit diversen Privatkrediten im Nacken und der Gewissheit, dass in meiner Geldbörse die Flut für etliche Jahre ausbleiben würde? Ein Relikt aus der psychodelischen Phase meiner Eltern, eine rote Glühbirne, die ich in meinem Vorzimmer eingeschraubt hatte, brachte mich auf eine Idee. Da ich im Rotlichtbezirk wohne, überlegte ich mir, ein vornehmes Freudenhaus zu eröffnen: schöngestige Mätressen für graumelierte Herren und junge Dandys. Ich selbst hätte mir höchstens ab und zu einen Hecht aus dem Karpfenteich geangelt. Als ich meinem Arbeitskollegen davon berichtete, war er zunächst erstaunt, sicherte sich dann aber ein Gratis-Abo auf Lebenszeit. Wahrscheinlich deshalb, weil ich als Chefin nicht mitarbeiten würde. So sind sie, die Männer!

Ein Bordell kam dann allerdings doch nicht in Frage, schon allein aus steuerlichen Gründen. Obwohl, für die Bank wäre ich wohl eher kreditwürdig gewesen. Dann kam mir plötzlich der rettende Gedanke, dass ich ja den Spieß umdrehen könnte. Warum sollte nicht einmal ich die Männer ausnützen und unglücklich machen? Oder – kurzfristig – glücklich und dabei zusammenraffen, was mir für die Wohnung fehlte?

Ich schnappte mir Block und Bleistift und überlegte. Bilder von Dina Larot hätten mir gefallen, aber die würde ich wohl nicht rumkriegen. Es sollte ein Mann sein und ich würde ihn so lange einkochen, bis alle Zimmer voll hübscher Bilder hingen. Wer hatte ein teures Designersofa, das ich mir unter den Nagel reißen konnte? Wer würde mir ein Hochbett zimmern? Je später der Abend, desto länger wurde die Liste. Der Schlüssel zum Erfolg war natürlich mein Job. Im Bedarfsfall würde ich fingierte Interviews machen. Sie würden zwar nie in einer Zeitung oder Zeitschrift erscheinen, aber wer fragt schon danach, wenn er die Journalistin selbst gehabt hat?

## UROLOGEN, NEIN DANKE

Bevor ich meinen Plan in die Tat umsetzen konnte, hätte ihn meine beste Freundin fast wieder zunichte gemacht. Mona kam in der Mittagspause aufgeregt in die Redaktion und versicherte mir, dass sie den Mann schlechthin für mich gefunden hätte. Sehr gut erzogen, sehr reich und ansehnlich noch dazu. »Er ist Urologe«, strahlte sie mich an, wohl in der Erwartung, dass ich ihr vor Freude um den Hals fallen würde. Mitnichten, denn ich leide unter Verstopfung, lebenslänglich. Jedenfalls, erklärte ich Mona, könnte ich unmöglich mit jemandem zusammen sein, dessen Gesprächsthemen um Unterleiber kreisen. Möglicherweise käme dann zur Verstopfung noch Harnverhaltung dazu. Und außerdem – was hat ein Urologe rein einrichtungstechnisch zu bieten?

Schuld an meiner krampf- und schmerzhaften Darmperistaltik ist zweifellos mein Vater, denn immer wenn ich auf der Toilette saß – er war auch da. Natürlich nicht direkt neben mir, aber vor der Schiebetüre. Und wie der Name dieser Tür schon sagt, konnte man sie schieben. Absperren aber leider nicht. Es war auch nicht nötig, denn mein Vater wühlte äußerst beschäftigt und höchst zufrieden in seiner Werkzeugkiste und pfiff vor sich hin. Ab und zu stieß er unabsichtlich an die Tür, führte Selbstgespräche und ich hockte auf der Muschel, drückte und drückte und

hatte nicht den geringsten Erfolg. Letztlich gab ich dann auf und verließ den Ort des Schreckens mit hochrotem Kopf. »Viel Lärm um nichts?«, bemerkte mein Vater verständnisvoll. Ich nickte kläglich und litt den restlichen Tag unter Bauchschmerzen. Als Erwachsene, so hoffte ich damals, würde mich keine Menschenseele auf dem »Thron« stören. Ich malte mir mein »stilles Örtchen« in den schönsten Farben aus und vergaß nicht einmal die »abführende« Lektüre, im Speziellen Gratiszeitschriften und dergleichen mehr.

Doch leider ging dieser Traum nicht in Erfüllung. Mein Ex hatte die Angewohnheit, gegen die Toilettentür zu hämmern, wenn ich – wieder oder noch immer hochrot im Gesicht – drinnen saß. Wie gerne wäre ich einer dieser Filmstars gewesen, die nie auf die Toilette müssen, selbst wenn der Film ihr ganzes Leben aufrollt! Warum hört man in Filmen keine zart gehauchten Erklärungen wie »Ich muss mal, von Bier kriege ich Durchfall« oder »Wartest du kurz auf mich? Spargel wirkt bei mir immer so abführend ...«

Ja, und dieser Ex klopfte nicht nur an die Tür, er rief auch zärtlich-motivierende Dinge wie: »Was brütest du aus, Hundling?« – »Nichts, niente, null. Kein Böhnchen, wenn ich nicht endlich Ruhe habe«, hätte ich am liebsten gebrüllt. Aber das hätte nichts gebracht als Stimmverlust meinerseits, denn die Wahrung der Intimsphäre im

Bereich der Nahrungsverwertung letzter Rangstufe war ihm völlig fremd. Und dann wurde mein seit Kindertagen köchelnder Alptraum Wirklichkeit: Dieser so genannte Freund riss die Tür auf und spähte über meinen Hintern hinweg in die Porzellanschüssel. Das reichte, ich verbannte ihn nicht nur aus dem WC, sondern auch aus meinem Leben. Und mich damit aus seiner Wohnung.

Wie man sich denken kann, konnte ich zu Zeiten dieses Freundes auch in freier Natur mein Wässerlein nicht ungestört »abschlagen«. Als wir einmal mit seinen Eltern Pilze suchen waren, sicherte ich mir einen stillen, abgelegenen Platz. Da kein Ameisehaufen, keine giftigen Pilze und auch keine stacheligen Pflanzen unter mir waren, begab ich mich in Startposition. Die anderen raschelten in einiger Entfernung im Unterholz. Beruhigt ließ ich den Blick schweifen – und sah direkt in die Augen meines zukünftigen Ex-Schwiegervaters. Er trug diese Begegnung mit Fassung, ich schwor mir, lieber mit Windeln wandern zu gehen, als mich je wieder hinter einen Baum zu hocken.

Was noch dazu kam, war, dass mein Freund mir von diesem Zeitpunkt an ständig vorwarf, wie verklemmt ich sei. Als nachahmenswertes Beispiel zitierte er bei jeder weiteren Wanderung, die wir zusammen unternahmen, eine seiner unzähligen Ex-Freundinnen, die bei offener Türe mit ihm geplaudert hatte, während sie ihre Blase

geräuschvoll entleerte. Wie auch immer, die Geschmäcker sind verschieden und ein wahrer Freund hätte auf meine zarte Veranlagung auf diesem Gebiet Rücksicht genommen statt lästerliche Reden zu schwingen. Ein weiterer Hinweis darauf, dass unsere Liebschaft auf brüchigen Fundamenten ruhte.

Der Alptraum geht weiter. Als ich unlängst meine Eltern besuchte, zeigte sich, dass sich manche Dinge wohl nie ändern. Ich hatte alles so schön geplant: Mein Vater war im Garten und ich ging im ersten Stock auf die Toilette. Die üblichen Gefahrenquellen waren ausgeschaltet. Eben machte ich es mir bequem, da hörte ich jemanden pfeifen. Laut und deutlich und das Geräusch war direkt hinter mir. Es war mein Vater! Er stand auf einer hohen Leiter und zog Laub und kleine Zweige aus der Dachrinne.



## SCHÖNER QUÄLEN GEHT NICHT

Um meinen Plan in die Tat umsetzen zu können, war eine Rundumsanierung angesagt. All jene, die nun begeistert Zustimmung nicken, dürfen das Buch getrost weglegen, denn ich ließ mir weder Körbchengröße D applizieren noch die Waden strecken. Ich ergatterte allerdings einige schwer zu bekommende Termine, die unumgänglich für meinen Erfolg waren.

Zunächst war Harzen angesagt. Diese schmerzhafteste Prozedur hat todsicher ein Mann erfunden. Einer, den seine Frau wiederholt betrogen hat, oder einer, der nach einer kostspieligen Scheidung seine Wut an der gesamten weiblichen Weltbevölkerung auslassen wollte. Natürlich hat er sein Ziel nicht erreicht, denn es gibt Frauen, die sich diesem Modediktat nicht unterwerfen. Und Männer, die auf haarige Beine stehen. Mein Vater war und ist nachweislich einer dieser Spät-68er-Revolutzer, der Natürlichkeit liebt.

Tatsächlich sind »Spinnenbeine« heute auf der Straße eine seltene und seltsame Erscheinung. Immerhin ziehen sie alle Blicke auf sich, selbst wenn eine Supertussi neben der Naturfrau stehen sollte. Was die Trägerin bewaldeter Waden verunsichert, so sie nicht die Pensionsgrenze bereits um 20 Jahre überschritten hat, sind aber nicht nur Blicke,

sondern auch Kommentare, die auf sie herabregnen. Besonders emsige Epiliererinnen nehmen sich kein Blatt vor den Mund. Wahrscheinlich spricht aus ihnen der blanke Neid. Meine Mutter wollte jedenfalls weder zum obskuren Objekt der Begierde noch zum Kultobjekt avancieren und so rasierte sie heimlich ihre Beine und stellte meinen Vater vor nackte Tatsachen. Dass sie sich dazu mit Vorliebe seines Rasierapparates bedient, hat er bis heute nicht bemerkt.

Frauen, die epilieren, und damit komme ich wieder zum Thema, gilt meine ungeteilte und neidlose Bewunderung. Mein erster und letzter Versuch in dieser Kunst, die althergebrachten Folterpraktiken in nichts nachsteht, scheiterte an meiner Wehleidigkeit, die mir bis dahin nur ansatzweise zu Bewusstsein gekommen war. Da saß ich nun und wusste nicht, ob ich weitermachen sollte oder nicht, ob dieses Ding in meiner Hand langsam ein Haar nach dem anderen erfassen, bis zum Zerreißen spannen und ausrupfen sollte. Bis nichts mehr von mir übrig blieb als eine bratfertige Gans. Harzversuche in Eigenregie brachten mir leichte Verbrennungen ein und so blieb letztlich nur der Weg zur Kosmetikerin.

Immerhin zieren meine hellen Beine Unmengen von dunklen Haaren, Rasse vortäuschend, die man sich wohl eher bei einem südländischen Typ erwarten würde. Die Kosmetikern, die sich meiner »Problemzone« annahm,

verstand sich auf die Kunst des Quälens wie keine Zweite und ähnlich einer Domina streifte sie dafür auch noch Unmengen von Kohle ein. Wenn ich mich brav verhielt, legte sie kurz ihre kühle Hand auf die soeben malträtierte Stelle, bevor sie erneut zu Werke ging. Wie verfluchte ich jedes überflüssige Gramm Fett, das mir Mutter Natur verpasst oder das ich mir, in »glücklicheren« Tagen, in nächtlichen Schokolade-Orgien angefuttert hatte, denn an den betreffenden Stellen potenzierte sich der Schmerz ins Unermessliche. Um meinen Geist zu verwirren, erzählte mir die Kosmetikerin dies und das, von den Harzgewohnheiten der Musliminnen bis hin zum Thermenaufenthalt mit ihren Freundinnen. Auch ich redete frei von der Leber weg und entspannte mich dabei wie eine Katze auf dem Nagelbrett. Aber schließlich hatte ich es überstanden. Ich entrichtete den geforderten Obolus, zog die Strümpfe über meine mit geröteten Haarbälgen übersäten Beine und schlich vorsichtig nach Hause.

Ich werde nie vergessen, wie ich vor dem ersten Badeausflug mit einem neuen Freund die Beine harzen ließ und nach zwei Tagen immer noch aussah wie ein frisch gerupftes Federvieh. So peinlich es war, ich musste mich im Bikini zeigen. Wobei der Umstand, mich im Bikini zeigen zu müssen, ohnehin schon peinlich genug für mich ist. Der Freund nahm es gelassen und ich erfuhr später zu meiner Erleichterung, dass ihn auch violette Beine mit

gelben Tupfen nicht gestört hätten. Das ist wahre Liebe – dachte ich zumindest. Jedenfalls nahm er ein kleines Speckröllchen an meinem Bauch umso genauer wahr: Als er es auch noch intensiv in Augenschein nahm, hob er damit die erste Schaufel zu seinem Grab aus.